



Bromberg, Sonntag, den 24. Februar.



Hundemütterchen. Von C. Steinhil.

Jenseitsträume.

Mich rief's im Traum beim Namen oft
Mit Stimmen lieb und traut;
Das klang wie einer Mutter Trost,
Wie Morgenglockenlaut.

Errungen wird, was einst gehofft
Ein Sänger und ein Held —
O Glockenstimmen, stammt ihr wohl!
Aus einer andern Welt?

E. Albrecht.

Durch die Brandung.

(Fortsetzung.) Novelle von W. Lindhé. (Nachdr. verb.)

Als Axel gegangen war, wurde mir eine Vorlesung gehalten, die ich nie vergessen werde. Ich achtete nie sehr auf das, was die Tante sagte, aber daß er mich verachten würde, daß ein Mann immer die Frau verachtet, die ihm entgegenkommt oder sich ihm gleichsam anbietet, das grub sich tief in mein Gedächtnis ein. Nur wenn ich mich zurückzöge, würde ich seine Achtung wieder gewinnen können, und mehr könne ich nicht erhoffen, habe er doch so gut wie um Laura, meine jüngste Cousine, angehalten. Dieses letztere wurde mir im größten Vertrauen und unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut.

„Da legte es sich mir wie Eis ums Herz! Von jener Stunde an ist es, daß ich für kalt und hochmütig gehalten werde.“

Tags darauf erhielt ich die Nachricht von der mir zugefallenen großen Erbschaft, und alles um mich her änderte sich mit einem Schlage. Die Tante und diejenigen, mit denen ich in Berührung kam, thaten mir schön. Adolf, der älteste der Bettern, der mich möglicherweise schon vorher gern gehabt, aber nie gewagt hatte, dies offen zu zeigen, trat jetzt, von der Mutter dazu ermuntert, als eifriger Bewerber auf. — O, wie nichtswürdig und verächtlich erschien mir das ganze Menschengeschlecht!

„Dem Manne gegenüber, den ich liebte, war ich gezwungen, kalt, unnatürlich und zurückhaltend, wie man mir gesagt, daß ich es sein müsse, und er glaubte, die Tante hatte es ihm wahrscheinlich auch gesagt, daß es der Reichtum sei, der mich so verändert habe. — Am selben Tage, als Better Adolf um mich angehalten und sich einen

Korb geholt hatte, mit so viel Verachtung erteilt, wie dies nur möglich ist, fürchte ich, machte auch Axel mir einen Antrag. Ich war so erbittert, so gereizt, so mißtrauisch und unglücklich, so überzeugt, daß es nur mein Geld sei, nach dem ihm verlangte, daß ich ihn so stolz, kalt und herzlos von mir stieß, als sei sein Antrag eine Beleidigung gewesen.

„Daß er, für den ich mein Leben dahingegeben hätte, jetzt um mich anhielt, weil ich eine bessere Partie war als Laura, um deren Hand er ja geworden, das erschien mir so verabscheuungswürdig von ihm und für mich so demütigend, daß ich nicht Worte fand, die kränkend genug gewesen wären, als ich ihn abwies.“

„Einige Tage später verließ ich Finnland, fest entschlossen, nicht eher zurückzukehren, als bis ich mir einen Namen als Künstlerin erworben hatte. Wie gebrochen ich mich fühlte, davon können Sie sich kaum einen Begriff machen, und doch besaß ich so viel von dem, was dem Leben Wert verleiht — Geld, vor allem Geld! Es war nur Liebe, die ich vermisse; die Sehnsucht nach derselben zu erstickten, wurde neben meinem künstlerischen Streben das Ziel meines Lebens. Beides gelang mir auch.“

Sie schwieg, und er wandte sich zu ihr, indem er im Tone warmen Interesses und Mitgefühls fragte: „Und Sie waren glücklich?“

„Glücklich? Das Menschenherz hat so viele verborgene Falten und Schlupfwinkel, mehr als man selbst weiß. Es ist ein armes, ein ödes Leben gewesen, trotz aller Erfolge, ich will es nicht leugnen. Mit meinen Verwandten brach ich jegliche Verbindung ab und ging bald hier, bald dorthin, ohne meine Adresse aufzugeben, nur damit keine Nachricht aus der Heimat mich erreichen möchte.“

„Von Axel wußte ich nichts; aber je mehr ich darüber nachdachte — und ich grübelte Tag und Nacht darüber — desto klarer wurde es mir, daß er mich geliebt, und daß ich mein Glück von mir gestoßen habe.“

„Ich war in Paris gewesen, und es war mir gelungen, daß ein Bild von mir in der Ausstellung einen Platz erhalten hatte. Dort, inmitten meines ersten großen Erfolges, erreichte mich die Nachricht von seinem Tode.“

„Unter seinen hinterlassenen Papieren fand ich einen Brief an mich gerichtet, in dem er sagte, daß er mich geliebt, so lange er mich gekannt, und daß er nie aufgehört habe, mich zu lieben.“

„Als ich mein Wanderleben begann, um zu studieren, zumeist aber, um ihm zu entfliehen, war er nach Schweden übergesiedelt, wo er sich in großartige Spekulationen stürzte, in der Hoffnung, ein Vermögen zu erwerben, um sich mir dann von neuem zu nähern.“

„Sanguinisch, wie er war, hoffte er immer das Beste. Mitunter war das Glück ihm auch günstig, aber nach kurzer Zeit wurden alle seine Hoffnungen zu nichts. Dann begann er abermals, bis er ein gebrochener Mann war, gebrochen an Leib und Seele. Zuletzt hat er geradezu gedarrt, und ich habe später erfahren, daß ein ganz geringer Teil meines Geldes ihm zu Glück und Ansehen hätte verhelfen können.“

Sie verbarg das Gesicht in ihren Händen. „Bereuen, ohne gut machen zu können, giebt es etwas Entschlicheres? Als ich Helsingfors verließ, um sein Grab aufzuzuchen, betrachtete ich mich als seine Witwe, und jetzt erscheint dieser Schmerz, der sich durch Jahre hindurchzieht, mir so fern, so gering und unwirklich, als sei er nur ein böser Traum.“

„Weil Du von neuem liebst, Walborg.“

„Ja,“ erwiderte sie nach kurzem Zögern, während das Blut ihr in die Wangen schloß und den strengen Zügen einen weichen, glücklichen Ausdruck verlieh, der sie doppelt einnehmend erscheinen ließ. „Warum das leugnen, was sich niemals verbergen läßt!“

Er ergriff leidenschaftlich ihre Hände und wollte sie an sich ziehen, doch sie entwand sich ihm. „Reden wir davon als Freunde, als gälte es anderen,“ sagte sie mit erkämpfter Ruhe.

„Thörin!“ erwiderte er, indem er ihren langen, schwarzen Handschuh abstreifte und ihre zarte, weiße Hand küßte.

All' die Sehnsucht, all' die Liebe, die zurückgedrängt, mit Füßen getreten worden war, siedete und wallte in ihr auf, Glück, Ersatz fordernd für die Einsamkeit, das Leid dieser langen Jahre; und seine Küsse, die sie berauschten, lähmten sie und raubten ihr Kraft und Besinnung. Plötzlich riß sie die Hand an sich. „Nicht hier! Hier weniger als sonst wo!“

„Glaubst Du, es verursacht ihm Schmerz?“ fragte Peder lächelnd, als er gewahrte, daß ihre Blicke das verwilderte Grab streiften, gleichsam um Verzeihung bittend.

Sie antwortete nicht, jedenfalls hatte sie etwas Aehnliches gedacht.

„Ein Gefühl gebiert gleichsam das andere, und so wenig wie es hienieden eine Ewigkeit giebt, ebenso wenig giebt es ewigwährende Gefühle,“ sagte er zärtlich, „mache Dir daher keinen Vorwurf aus dem, was Du jetzt fühlst, sondern freue Dich dessen!“

„Mich freuen? Wie es jetzt gekommen, ohne Hoffnung, ohne eine Zukunft,“ erwiderte sie bitter und erhob sich bebend vor Zorn. „Es ist kein Toter, sondern eine Lebende, die zwischen uns steht, Deine Gattin!“

„Von ihr wurde ich geschieden in der nämlichen Stunde, als wir uns zu lieben aufhörten.“

„Jedenfalls nicht gesetzlich geschieden.“

„Das kann später geschehen.“

„Warum? Aus welchem Grunde?“ fragte sie, wie sie hochaufgerichtet und in gebietender Haltung vor ihm stand. „Weil Du Dich geirrt, ihrer überdrüssig geworden bist, etwa?“

„Nein, weil wir einander unglücklich machen, weil wir durch unser Zusammenleben schlechtere Menschen werden.“

„Phrasen der Neuzeit! Keiner wird schlechter dadurch, daß er sich selbst beherrscht! Du hast ihr nichts vorzuwerfen, sagtest Du, kannst Du die Kinder unter ihrer Obhut lassen?“

Er senkte den Kopf.

„Du selbst hast sie vor anderen erwählt. Solltest Du jetzt von ihr gehen, sie allein und kinderlos lassen können? — Oder solltest Du Deine Kinder opfern, sie entgelten lassen wollen?“

Gebeugt, in stummem Kampf saß er da, dann blickte er angstvoll auf. „Ich kann es nicht, ich weiß es, wußte es immer, ich, als ihr Richter, kann es weniger, als sonst jemand — aber Dich verlieren, das kann ich erst recht nicht!“

Sie strich mit ihrer enbldöhten Rechten über sein schwarzglänzendes feuchtes Haar. „Du mußt es können. Es geschah mit so vollem Vertrauen zu Dir und zu mir selber, daß ich Dir meine Freundschaft schenkte, und jetzt schäme ich mich über uns beide. Ich glaube, daß wir, vermesse genug, uns besser und stärker wählten, als andere, aber sind wir das, dann wollen wir auch mehr tragen, dulden und vergeben können, als sie.“

„Sie sind glücklich, sie, die hier ruhen,“ sagte er. Es war, als habe etwas von dem Frieden, der sie umgab, sich in seine Seele geschlichen. „Es dauert ja nicht so lange,“ fuhr er in weichem Tone fort und streichelte die Hand, die auf seiner Schulter ruhte.

Das Drohende, Leidenschaftliche, das sie erschreckt hatte, war verschwunden, und ihren ganzen Mut zusammennehmend, sagte sie: „Freunde können wir nicht sein. Die allgemeine Meinung erlaubt es nicht, und unsere eigenen Herzen auch nicht. Deine Gattin kann ich nicht werden,“ sie preßte ihre Hand fester gegen seine Schulter, gleichsam um ihn zu beruhigen, „und — Deine Geliebte will ich nicht sein.“

„Wer hat denn je daran gedacht? Glaubst Du, ich sollte das wollen?“

„Wissen wir denn, wie es enden würde?“ sagte sie leise.

„Ich hatte gedacht,“ erwiderte er mit unsicherer Stimme, „daß wir uns in Deinem Atelier treffen könnten, es steht Dir ja frei, Besuche zu empfangen, zu thun, was Du willst, Du, so geachtet, brauchst böse Zungen nicht zu fürchten.“

Sie lächelte wehmütig. „Du willst eben nicht begreifen, daß es eine Unmöglichkeit ist. Uns bleibt nur eins übrig — uns zu trennen!“

Er hatte es gewußt, daß sie diese Worte aussprechen würde, und doch übten sie eine niederschmetternde Wirkung auf ihn aus.

„Wenn Ehre und Pflicht zwei Menschen daran hindern, sich einander ganz hinzugeben,“ fuhr sie fort, ihre ganze Kraft zusammennehmend, „dann haben sie nur eins zu thun, nämlich sich von einander loszureißen, während es noch Zeit ist.“

Er hielt ihre Hand mit der seinen fest umschlossen, gleichsam, um sie zurückzuhalten.

„Du mußt auf Deinem Posten bleiben, um zu tragen und zu dulden, was Du Dir selber auferlegt hast. Ich, die ich frei bin, gehe wieder in die Welt hinaus.“ Ihre Stimme zitterte, und ihr Blick irrte in die Ferne, als sähe sie sich wieder einsam, allein wie immer.

„Walborg, könnten wir nicht versuchen! Reisen wir mit einander nach Hause! Es ist ja Zeit genug, später uns zu trennen, wenn wir sehen, daß das andere unmöglich ist.“

Er sprach, ohne an seine eigenen Worte zu glauben, und im Voraus wissend, was sie antworten würde, aber er konnte sie nicht gehen lassen, denn es würde für immer sein, das wußte er.

„Sich täglich zu sehen, oder wenigstens es möglich machen zu können, sich zu sehen, Stunde für Stunde näher zu einander hingezogen werden und dennoch im Kampf bestehen, das kann keiner! Sich zu trennen, wie sehr es auch schmerzt, große Entfernungen zwischen einander zu legen, das ist das Einzige.“

„Und wohin wirst Du gehen?“ fragte er hoffnungslos.

„Weiß ich es? Die ganze Welt steht mir offen. Die Kunst ist Kosmopolit. Gott sei gedankt, daß ich meine Arbeit habe.“

„Aber die Gefühle bleiben, denen kannst Du nicht entfliehen!“

„Das weiß ich, aber die sind es auch nicht, die ich für Sünde halte, es ist die Blüge, die Falschheit, zu der sie führen können,“ antwortete sie mit Wärme.

„Daß ich Dich in die Welt hinaustreibe, doppelt einsamer, als zuvor, das ist bitterer, als alles andere.“

„So einsam, wie früher, werde ich nie wieder sein,“ sagte sie mit einem sonnigen Lächeln. „Ich habe eine Erinnerung, und ich beabsichtige sogar, Dich um etwas zu bitten, eine Gabe, so groß, daß —“

„Sprich!“ bat er, vor Freude errötend. „Giebt es wirklich etwas, das ich für Dich thun könnte?“

„Gieb mir Gerda mit! Du hast gesehen, wie gern sie mich hat. Sie wird ein Band zwischen uns sein, und zugleich ein



Deutsche Einquartierung in der Nähe von Peking.

Schild.“ — Statt jeder Antwort schloß er sie in seine Arme. In diesem Augenblick hatte er nur das eine Gefühl, das seiner grenzenlosen Liebe. — — —

Sie trennten sich vor dem Hotel, und der Assessor ging direkt zu seiner Schwester, bei der er den übrigen Teil des Tages zuzubringen versprochen hatte.

Paula saß an einem Fenster des Salons mit Gerda auf dem Schoß; ein Haufen Bilderbücher lag vor ihr, aus denen sie



Deutsch-französisches Kriegerdenkmal in Nancy.

der kleinen Bilder zeigte. „Aber dies Buch hast Du noch nicht gesehen,“ hörte er die Schwester sagen, als er sich der Thür näherte. Er hörte es ihrer Stimme an, daß sie müde und gedrückt sei. — „Gerda will keine Bilder mehr sehen, Gerda will ausgehen!“ — „Papa wird bald kommen!“ — „Und Tante Walborg?“ — Paula gab keine Antwort. Sie hatte gehofft, daß Peders Kind sie lieben, wie ihr eigenes werden sollte; aber was

sie auch that, jeder Versuch, die Kleine zu gewinnen, mißlang. Kinderlos, wie sie war, hatte sie sich um so mehr nach Kindern gesehnt, nach deren Liebkosungen, nach dem Getrippel von kleinen Kinderfüßen, nach kindlichen Lachen und Geplauder,



Bilder aus China: Kapitalverbrecher in Nanking.

durch das das große öde Haus gleichsam warm und hell werden mußte, während sie selbst ein Wesen hätte, an das sie sich anschließen, mit dem sie verwachsen könnte, aber mit jedem Tage erkannte sie immer deutlicher die Unmöglichkeit, dies Kinderherz zu gewinnen.

[Fortsetzung folgt.]



Bilder aus China: In Ali-Shanghai.

Wahre Liebe.

Novellette von Paul Blif.

[Nachdruck verboten.]

Erst um 8 Uhr war das Festmahl beendet. Der Wirt lud uns in den Garten, wo Kaffee, Likör und Zigarren herumgereicht wurden. Dann blieben wir noch ein halbes Stündchen plaudernd beisammen und gegen halb neun Uhr gingen wir von einander. Der Gerichtsrat und ich hatten denselben Weg nach Halensee, und da der Abend prackvoll war und uns Bewegung gut that, nahmen wir keine Fahrgelegenheit, sondern gingen die nicht allzu große Strecke.

Als wir am Kurfürstendamm waren, stand der alte Herr still, nahm seinen Hut ab, sah in die blinkende Sonne, holte tief Atem und sagte endlich mit leicht zitternder Stimme: „Sehen Sie nur, wie schön, wie schön, wie einzig schön dies Bild ist — dieser glutrote Feuerball da, wie er langsam hinabsinkt, wie das alles flimmert und zittert in den köstlichen Farben, ist das nicht überwältigend schön?“

Ich nickte nur, denn die Frage und das ganze Benehmen des alten Herrn kam mir etwas überrascht.

„Jeden Tag kann ich das wieder sehen,“ sprach er mit Begeisterung weiter, „und immer finde ich neue Schönheiten daran, ja, es wirkt auf mich geradezu verjüngend, alles gute in mir wacht auf und Hoffnungen und Wünsche, die längst aufgegeben sind, werden wieder neu belebt.“

Schweigend stand ich neben ihm und etwas wie Neid kam über mich; dieser alternde Mann sprach mit jugendlicher Kraft, aus seinen Augen leuchtete das Feuer der Begeisterung und all' die vielen Jahre voll bitterer Lebenserfahrungen, die des Mannes Haar gebleicht hatten, waren nicht im Stande gewesen, die Hoffnungen an den Glauben, an das Gute in der Welt zu ersticken — ich beneidete ihn darun.

„Wie freu' ich mich, daß wir zu Fuß gegangen sind,“ lächelte er, „das thut doppelt wohl nach einer so langen Sitzung, und gerade die heutige — o! o!“

„Also haben Sie sich gelangweilt,“ fragte ich.
„Bewahre, nicht im geringsten. Der Wirt war ja so zudorkommend und taktvoll und die ganze Herrichtung so musterhaft, nein, es wäre ungerecht, das verkennen zu wollen, aber geärgert habe ich mich doch, schwer geärgert sogar!“

Fragend sah ich ihn an.
„Ja, Sie verstehen mich nicht, junger Freund, das können Sie auch nicht, denn ich bin alt und Sie sind jung, und gerade über die jungen Leute, die mit uns geladen waren, habe ich mich heut geärgert.“

„Glauben Sie nur ja nicht, daß ich verbittert bin oder gar unsere Jugend hasse,“ fuhr er fort, „im Gegenteil, ich liebe sie und darum gerade ärgere ich mich über sie; — zum Beispiel die sechs jungen Leute, die da zusammensaßen, heut' Abend bei Tisch, ich glaube, sie sind alle Künstler und auch wohl kaum über die fünf- undzwanzig hinaus, ist das Jugend? Diese Uebersättigkeit, diese scheinbare Weltmüdigkeit und diese Abspannung, die mit allem fertig ist, der es nichts Neues, Eindrückmachendes mehr unter der Sonne giebt — ist das Jugend?“

„Und dann diese absprechende Anschauung über die Menschen im allgemeinen und über das weibliche Geschlecht im besondern, ist das nicht einfach verrückt? Was wissen diese Kerlchen denn von dem Weib überhaupt? Aus den paar galanten Abenteuern, welche sie in ihre Tagebücher eintragen, wollen sie die Erfahrungen gemacht haben, daß alles schlecht und alles gemein sei, o, es schmerzt mich tief, immer wieder dasselbe zu finden und ich habe nur den einen Trost: den zurechtweisenden Glauben, daß es so nicht bleiben kann, daß wieder gesunde Menschen kommen werden, welche die alten Werte wieder zu neuen Ehren bringen werden.“

„Die alten Werte?“ fragte ich erstaunt.
„Jawohl,“ antwortete er ernst, „die alten Ideale und die Liebe, die wahre, goldene Liebe! denn an die glauben sie doch alle nicht mehr, die jungen, klugen Herren.“

Wieder stand er still und sah in die Sonne. In seinen Augen perlten große Thränen und über sein Gesicht huschte ein Zug leiser Wehmut. Er strich mit der Hand über das weiße Haar, nickte ein paarmal, wie in Erinnerung an etwas; dann ging er langsam weiter.

Schweigend ging ich neben ihm. Die Sonne war gesunken und im lichten Violett strahlte der Horizont. Ein lauer Windhauch wehte den würzig süßen Geruch von frisch gemähtem Heu zu uns heran. Auf der rechten Begleiter war ein Kartoffelfeld und dahinter standen Sonnenblumen, mannshoch und neigten die fruchtschweren Häupter hin und her im Windhauch. Und weit und breit auf den Feldern keine Menschenseele. Langsam mit milder Wohlthat kam die Nacht hernieder.

„Ich will Ihnen einmal etwas erzählen, junger Mann,“ begann der alte Herr wieder, „eine ganz einfache und ganz kleine Geschichte, aber sie wird Ihnen doch nachzudenken geben, denn es ist eine wahre Geschichte und ich selbst bin dadurch ein anderer geworden, ich selbst, jawohl, denn ich habe sie erlebt.“

Er schwieg und schien nachzudenken, wie er beginnen solle. Und endlich sprach er, aber mit einer anderen Stimme als bisher, mit leichter Nührung oft, oft aber auch mit schmerzdurchzitterten Tönen, die sich mir in die Seele drängten und die ich noch höre.

„Als ich jung war, o, da war ich ein toller Kerl, ewig verliebt und immer auf der Suche nach neuem Liebesglück. Aber ich hatte kein sonderlich Glück, und wenn ich mal ein Band geschlossen, dann wars nur für kurze Zeit.“

„Ich war zu unbeholfen und linksich, war zu viel bei meinen Büchern und zu wenig unter den Menschen gewesen, ich wußte nicht, wie man es anstellte, um die Mädchen zu gewinnen. So kam es, daß ich oft verlacht und noch öfter zum besten gehalten wurde. Den Mädchen galt ich als eine komische Erscheinung, die man als Mann nicht ernst nehmen wollte. All das merkte ich bald, aber es machte meine Liebestollheit nur noch rasender. Zu derselben Zeit machte ich die Bekanntschaft eines Altersgenossen. Ein lustiger, guter Kerl, sehr begabt, aber entsetzlich faul, dafür aber um so eifriger, wo es gab, ein Liebesabenteuer zu bestehen. Wir wurden bald eng befreundet. Ich machte ihm seine Arbeiten für das Examen und er lehrte mich, wie man die Herzen der Mädchen gewann. Wir erwannen gegenseitig, so daß wir bald in Amt und Würden waren. Jetzt galt es uns, Frauen zu finden. Wir hielten tapfer Umschau, konnten aber nichts finden, was uns auf die Dauer fesselte. Ich dachte über die Ehe sehr ernst; nicht nur eine Hausfrau wollte ich, nein, ich suchte ein Wesen, mit dem ich auch in seelischer Gemeinschaft leben konnte. Mein Freund dagegen nahm die Sache ganz leicht; er wollte vor allem eine Empfangsdame für sein Haus, und wenn er im Eheleben dann keine Befriedigung fand, so hatte er außerhalb der Ehe ja Bekanntschaften genug. Ueber seine leichte Moral hielt ich ihm oft genug Reden, er aber lachte nur dazu und sagte: „Jeder möge nach seiner Weise selig werden.“ Da eines Tages kam Besuch in das Haus meiner Eltern. Eine entfernte Verwandte, Marie heißt sie, war verwaist, war jung, schön, herzlich, lieb und nebenbei auch noch reich.“

„Am dritten Tage schon wußte ich, daß ich sie liebte. Jeden freien Augenblick brachte ich bei ihr zu. Täglich waren wir zusammen. Ich erschöpfte mich in Aufmerksamkeiten. Jeden Tag brachte ich kleine Geschenke und mit duftenden Blumen umgab ich sie Tag für Tag. Ich war rasend verliebt, wirklich bitter ernst, aber ich sprach nicht zu ihr davon; ich verschob es von einem Tag zum anderen, wartete immer auf den geeigneten Augenblick, aber fand ihn nicht. — Da kam mein Freund ins Haus.“

„Er sah sie und liebte sie, soweit das bei seiner Flatterhaftigkeit möglich war; er aber spielte nicht den schüchternen Liebhaber, sondern ging tapfer auf sein Ziel los.“

„Nach wenig Tagen schon merkte ich, daß meine Aussichten hoffnungslos waren, denn die beiden liebten sich. Nach einigen Wochen schon waren sie Mann und Weib.“

Der alte Herr schwieg, holte tief Atem und sprach dann langsam weiter.

„Aber man erträgt alles; anfangs freilich, o, ich war dem Wahnsinn nahe vor Eifersucht, Haß und Rache — aber man erträgt alles. Die Zeit ist ein gutes Heilmittel und die Arbeit auch. So fand ich Linderung und wurde wieder ruhig in dem Trost, daß „sie“ ja glücklich geworden ist. Da aber machte ich eines Tages die Entdeckung, daß die Ehe nicht glücklich war. Der Mann betrog seine Frau. Ich forschte weiter und fand, daß die beiden einander innerlich fremd waren. Er suchte und fand Trost in einem tollen Genußleben.“

„Sie aber liebte ihren Mann mit opfermutiger Treue und ertrug alle die Bitternisse, welche er ihr bereitete, allerdings wußte sie nicht, was alle Welt wußte, daß er sie betrog. — O, was ich damals gelitten habe! Ich liebte sie nur noch mehr jetzt und sann Tag und Nacht, wie ich ihr bestehen könne. Zuerst hatte ich mit dem Freund einen erregten Austritt. Ich machte ihm die bittersten Vorwürfe, denn er stand vor dem Untergang. Umsonst, er hörte mich nicht an. Und dann, als ich mir nicht anders helfen konnte, und als der Zusammenbruch seines Vermögens wirklich da war, ging ich zu der Frau, erzählte ihr alles, was ich wußte, und bot ihr meinen Beistand in dieser schweren Lage an. Ruhig und gefaßt hörte sie mich an, als ich aber von der Untreue ihres Mannes sprach, brach sie weinend zusammen. Da hielt ich nicht mehr an mich, ich trat zu ihr, richtete sie auf, ich preßte sie an mich und küßte sie voll wilder Leidenschaft, und sagte ihr, daß ich sie noch immer liebe, so heiß, so wahnsinnig wie ehemals, und ich bat sie mit zitternden Worten, daß sie sich von ihrem Mann trennen und mein Weib werden möge, ich wußte nicht, was ich that, aber ich wußte, daß ich nicht anders handeln konnte. Sie aber stieß mich zurück; hoch aufgerichtet stand sie vor mir und sah mich mit stolzem Blick an. „Ich kenne meine Pflicht!“ rief sie mir zu. Dann wies sie mir die Thür.“

„Was dann geschah? Das Wunderbare! Sie gab alles hin, ihr letztes hin, um die Ehre ihres Mannes zu retten. Und ihr Mann, beschämt durch ihre schlichte Größe, konnte einsehen, was für ein Juwel er an ihr hatte; er bat sie um Verzeihung für all das Böse, das er ihr zugefügt hatte, und er lernte sie lieben und hochschätzen — und so wurden sie glücklich.“

Er war zu Ende. Er stand still, sah mich mit unendlich gütigem Blick an, klopfte mir dann auf die Schulter und sagte: „Das war die Liebe eines Weibes, junger Mann, lernen Sie daraus, echtes Gold wird klar im Feuer.“ Darauf trennten wir uns.

Als er dann meinen Blicken entschwunden und ich allein war, stand ich still und sah empor nach dem sternbesäten Himmel, und noch immer hörte ich eine Stimme, aber nicht die meines alten Freundes war es, nein, es waren Töne, die aus weiter Ferne zu mir klangen, aus einer Zeit, die weit hinter mir liegt, aus der schönen Jugendzeit, in die man sich so gern zurückversetzt, wenn man die unstillbar große Sehnsucht in der Brust brennen fühlt.



Sichere Beute. Nach dem Oelgemälde von Guido von Maffei.

— Die Schule der Armut. —

Roman von Arthur Zapp.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

Franz Jauer sah mit Bewunderung und Neid zu seinem Neffen hinüber, von dem er noch kürzlich so geringschätzig und verächtlich gesprochen. „Du hast wohl ein sehr hohes Gehalt, wie?“ — „Dreitausend Mark fest und Lantieme.“ — Franz Jauers Augen funkelten. „Dreitausend! Das ist ja großartig, und dabei noch Anteil am Geschäftsgewinn. Da — da kannst Du wirklich lachen.“

Unwillkürlich schielte der Sprechende nach seiner Tochter hin und kehrte dann wieder mit seinem Blick zu seinem Neffen zurück. Dabei schoß ihm das Blut vor Aufregung ins Gesicht und seine Hände zuckten und trommelten nervös auf dem Tisch. Am liebsten hätte er dem jungen Manne, dessen Bewerbung er einst schmählich zurückgewiesen hatte, seine Tochter jetzt selbst angeboten. Aber er beherrschte sich, drängte die Worte, die sich ihm gern auf die Lippen zwingen wollten, mit einem leisen Seufzer zurück und fragte weiter: „Da giebt es wohl viel bei Euch zu thun in der Firma?“

„Sehr viel, Onkel. Meine Chéss haben ein großes Terrain in einem Vorort erworben, da werden nun neue Straßen angelegt und eine ganze Gruppe eleganter, komfortabler Landhäuser soll gebaut werden.“

Franz Jauer zitterte ordentlich vor Erregung, und er schluckte und würgte, bis sich mit einemmale der Ausruf von seiner hochatmenden Brust losriß: „Du, Fritz, könntest Du mir nicht auch einen Posten bei Euch besorgen? Vielleicht als — als Bauführer?“

Fritz Jauer zuckte bedauernd mit den Achseln. „Das thut mir leid, lieber Onkel. Aber da kann ich Dir leider nicht dienen, so gern ich's auch thäte. Die Besetzung der besseren Stellen behalten sich die Prinzipale selbst vor. Und es wäre sehr unbescheiden von mir, wollte ich ihnen da dreinreden. Dagegen —“

Der junge Mann brach ab und heftete einen zögernden, ungewissen Blick auf seinen Onkel.

„Dagegen —?“ fragte dieser voll Interesse, dem neben ihm Sitzenden erwartungsvoll ins Gesicht sehend.

„Dagegen habe ich wohl über die weniger wichtigen Stellen zu verfügen.“

„Ueber die Einstellung von Handwerkern meinst Du?“

„Nein, auch über Stellen im Bureau. Aber wie gesagt, nur über die unteren. Das ist nichts für Dich.“

Während Franz Jauer enttäuscht schwieg und sich mutlos in das Sofa zurücklehnte, nahm Frau Hulda das Wort.

„Was sind denn das für Stellen, Fritz? Vielleicht eignet sich die eine oder andere für Deinen Onkel. Für den Anfang wäre auch ein kleines Einkommen für uns sehr erwünscht, damit wir nicht immer vom Varen zuzusetzen brauchen.“

Fritz Jauer hob seine Schultern und antwortete zögernd, etwas verlegen: „Ich weiß gar nicht, ob ich es Onkel anbieten darf. Es wäre mir ja sehr lieb und ich würde sehr glücklich sein, wenn ich Euch gefällig sein könnte. Als Bauarbeiter mit monatlich fünfundsiebzig Mark könnte ich Onkel alle Tage einstellen.“

Dem ehemaligen Rentier gab es einen Ruck und er schnellte, als ob er von einer Feder berührt worden wäre, nach vorn. Wie ein Dolchstoß durchfuhr es ihn, und die Verwünschung, die der alte Vetter Ferdinand, der Vater des neben ihm Sitzenden, einst voll Zorn gegen ihn ausgesprochen, kam ihm plötzlich Wort für Wort in die Erinnerung.

„Das wünscht' ich Dir von Herzen, daß Du Dir auf Deine alten Tage auch Dein Brot selbst verdienen müßtest wie ich als armer Bauarbeiter!“

Die Röthe der Empörung stieg dem Gräbelnden heiß in Wangen und Stirn. Sollte das Wort des Alten nun wirklich in Erfüllung gehen? Sollte er, der ehemalige reiche Rentier, der einst als Maiermeister selbst Bauführer und Bauarbeiter in seinen Diensten gehabt hatte, nun eine so untergeordnete Stellung annehmen, noch dazu in demütigender Abhängigkeit von seinem jungen Neffen?

„Nein, nein!“ sprudelte er hastig, voll Bitterkeit hervor. „Du hast recht, Fritz, das ist nichts für mich, das dürfte sich doch nicht für mich schicken. Da könnt' ich ja ebenso gut mit einem Leierkasten herumziehen oder hausieren gehen. Nein, nein!“ . . .

VII.

Franz Jauer gab immer mehr die Hoffnung auf, eine feinen Ansprüchen und seinem Geschmac entsprechende Stellung zu finden. Auch Hellmuth hatte noch keinerlei Aussicht, vorläufig zu irgend einem Erwerb zu gelangen. Einige Anstrengungen hatte er ja freilich bereits gemacht. Er hatte bei einem halben Duzend amtlicher Bureaus vorgesprochen, um sich für vorkommende Vakanz in Vorschlag zu bringen, bei der Eisenbahnbehörde, bei der Polizei,

bei dem städtischen statistischen Amt und einigen anderen königlichen und städtischen Bureaus. An anderen Stellen hatte er sich schriftlich unter Einreichung seines Lebenslaufes und seiner Papiere gemeldet. Aber der Bescheid, den er allenthalben erhielt, war wenig erfreulich. Ueberall war ein Ueberfluß an Meldungen vorhanden.

Eines Tages erschien Fritz Jauer ganz unerwartet zu einer ungewohnten Zeit. Es lag etwas Befangenes in seinem Wesen, das sonst nicht seiner Art entsprach. Auch war er mit auffallender Sorgfalt gekleidet und seine zuckenden Hände balancierten einen funkelnagelneuen Zylinder. Es war kurz nach zwölf Uhr des Mittags und Dora konnte jeden Augenblick aus der Schule kommen. Auch Hellmuth war noch nicht anwesend, er war wieder einmal, wie er es in seinem militärischen Jargon nannte, ein wenig „rekonoszieren“ gegangen, d. h. er stellte sich einer Behörde vor, die er mit seiner Thätigkeit zu beglücken gedachte, falls sie geneigt sein würde, ihn bei sich aufzunehmen. Frau Hulda war in der Küche beschäftigt, denn die Besorgung des ganzen Hauswesens ruhte allein auf ihren Schultern.

„Lieber Onkel,“ begann Fritz nach der üblichen Begrüßung, „ich komme, um eine Frage an Dich zu richten, die für mein ganzes künftiges Leben von größter Bedeutung ist. Es handelt sich um Dora. Schon vor Monaten hat Dir mein Vater gegen meinen Willen angedeutet, daß ich — daß wir, daß Dora und ich uns lieben. Obgleich zwischen Dora und mir — ich gebe Dir mein Wort darauf — seit ich Euch in Berlin wiedergetroffen habe, nicht ein einziges Wort von Liebe gewechselt worden ist, habe ich doch keinen Grund, anzunehmen, daß sie andern Sinnes geworden ist. Aber bevor ich ihr die entscheidende Frage vorlege, wollte ich mich mit Dir verständigen. Du hast seinerzeit meinem Vater erklärt, daß Du meinen Antrag —“

Franz Jauer, der vor freudiger Spannung und Ueberraschung glühte und zitterte, fiel dem Sprechenden ins Wort.

„Du wirst mir's doch nicht nachtragen, Fritz!“ Und sich mit der flachen Hand auf die Stirn schlagend, versicherte er mit dem Ausdruck überzeugendster Aufrichtigkeit: „Wie oft hab' ich's nicht bereut seitdem! Wie dumm, dumm von mir! Wäre ich damals nicht solch' ein alter Esel gewesen —“

„Aber lieber Onkel,“ unterbrach Fritz Jauer. „Ich wollt' Dir doch wahrhaftig keinen Vorwurf machen. Du hattest ja ganz recht: ich war damals nichts und hatte nicht das Recht, um Dora zu werben. Und das, was mein Vater von Dir verlangte, war eine Uebereilung und Du handeltest ganz vernünftig, als Du —“

„Nein,“ schnitt hier wieder Franz Jauer, der in seiner Erregung vom Stuhl aufgesprungen war, dem andern das Wort ab, „unvernünftig war's, eine Eselin! Hätt' ich damals auf Deinen Vater gehört, alles wäre anders gekommen. Ich wäre heute noch ein wohlhabender Mann und brauchte mit den Meinen nicht notleiden, und Dora, anstatt ihr Brot bei fremden Leuten verdienen zu müssen, säße im eignen Heim als glückliche Frau eines braven —“

Fritz Jauer ergriff die Hand seines Onkels und erhob sich zugleich.

„Also Du bist nun von meiner wirklichen, aufrichtigen Liebe zu Dora überzeugt, Onkel? Du willst ein, Du giebst mir Dein Jawort?“

„Mit tausend Freuden, mein lieber Fritz!“ In der Glückseligkeit seines Herzens zog Franz Jauer den jungen Mann an seine Brust und versetzte ihm ein paar schallende Klöße auf beide Wangen. „Die Freude! Die Freude!“ rief er glückselig. „Einen so schönen Tag habe ich seit langer, langer Zeit nicht mehr gehabt.“

Und im Ueberschwang seines Gefühls umarmte er den lächelnden jungen Mann abermals, dann ergriff er ihn an der Hand und zog ihn nach der Thür, um die frohe Neuigkeit sogleich seiner Frau mitzuteilen. Aber noch hatte er den Flur nicht erreicht, als plötzlich die Korridorhür ging.

„Dora!“ flüsterte Franz Jauer und blieb stehen.

„Ich schick' sie Dir hinein, Fritz!“ fügte er rasch hinzu und eilte hinaus. Und als er draußen der Heimkehrenden geöffniet hatte, tippte er ihr mit dem Finger auf die Schulter und sagte wichtig, nach der Stubenthür deutend: „Fritz ist da!“ Und als bald verschwand er in der Küche.

Erstaunt, ahnungslos betrat Dora das Wohnzimmer. Als sie die feierlich schwarze Kleidung und die befangene Miene ihres Cousins erblickte, kam mit einemmal das Verständnis über sie. Verwirrt blieb sie an der Schwelle stehen, ihre Augen senkend.

Fritz Jauer ging ihr lächelnd entgegen.

„Willst Du mir nicht die Hand geben, Dora? Warum erschrickst Du denn so?“

Sie versuchte zu lächeln und reichte ihm ihre Hand, die merklich zitterte. Und in einem erzwungenen Sberzton erklärte sie: „Ich erschrak wahrhaftig, als ich Dich so plötzlich vor mir sah.“

Und ihre Hand zurückziehend und sich zum Spiegel umdrehend, um ihren Hut abzulegen, fügte sie mit einem ganz leisen, kaum merklichen Zittern ihrer Stimme hinzu: „Ist denn heute Euer Bureau geschlossen?“

Er ging ihr nach, und nachdem sie sich wieder zu ihm herumgedreht hatte, ergriff er sie an beiden Händen, die eiskalt, zuckend in den seinen ruhten, und sagte, ihr mit aufleuchtendem Blick tief in die Augen sehend: „Nein. Ich habe mich nur für eine Stunde frei gemacht, um Dich zu fragen, ob Du mein süßes, geliebtes Weibchen werden willst, Dora.“

Das junge Mädchen fuhr zurück und sank in den in ihrer Nähe stehenden Stuhl. Sie schlug die Hände mit einer Gebärde tiefer Erschlitterung vor ihr Gesicht und ein dumpfes Stöhnen kam aus ihrer heftig atmenden Brust herauf.

„Aber was ist Dir denn, Dora?“ rief Fritz bestürzt und erschreckt und zog ihr die Hände vom Gesicht.

Sie sah zu ihm auf; ihr sanftes, ernstes Gesicht hatte alle Farbe verloren, Thränen perlten in ihren Augen und eine tiefinnerliche Gemütsbewegung zuckte in ihren Mienen.

„Wie schade, wie schade!“ flüsterte sie leise. Es lag ein so unendlicher Schmerz im Ton ihrer Stimme, sowie in ihrem ganzen Wesen, daß der junge Mann erschüttert in seine Kniee sank, während seine Blicke angstvoll, in sassungslösem Schrecken zu ihr aufsaßen, brach er in den Klageruf aus: „Du liebst mich nicht mehr, Dora!“

Aber sie schüttelte mit sanfter Gebärde ihr Haupt und entgegnete mit schlichter, natürlicher Empfindung: „Kann denn eine wahre, aufrichtige Liebe überhaupt aufhören, Fritz?“

Der junge Mann atmete auf. Der entsetzliche Druck, der ihm für ein paar bange Sekunden die Brust wie mit Zentnerlast zugeschnürt hatte, wich von ihm und in sein Gesicht, das hell aufleuchtete, kehrte die Farbe zurück. „Aber was ist es denn?“ fragte er und sagte nach ihrer rechten Hand und dringlich, bittend und beschwörend setzte er hinzu: „Sprich, Dora, sei offen! Was hast Du gegen mich? Warum willst Du nicht meine Frau werden?“

„Ich habe nichts gegen Dich. Aber bedenke doch — meine Eltern — ich kann doch meine Eltern nicht im Stich lassen.“

Mit einem Ruck war der junge Mann auf seinen Füßen. Sich rasch einen Stuhl heranziehend, setzte er sich neben sie. Von seinem frischen, blühenden, freundlichen Gesicht strahlte frohes Hoffen, und ihre beiden Hände in die seinen nehmend, rief er jubelnd: „Weiter ist es nichts, nur das! Deine Eltern nehmen wir natürlich zu uns, Dora. Denkst Du, ich werde die Eltern meiner Frau notleiden lassen?“

„Du bist so gut, Fritz“, sagte sie und sah ihn mit einem Blick voll Liebe und Dankbarkeit an. Aber schon im nächsten Moment senkte sich wieder ein Schatten über ihre Züge. „Unmöglich, Fritz! Du darfst unfertwegen nicht Deine eigenen Eltern vernachlässigen.“

Aber er schüttelte lächelnd mit dem Kopf. „Das thu' ich auch nicht, Dora!“ gab er frisch und fröhlich zurück. „Du weißt, daß ich dreitausend Mark Gehalt habe. Wenn ich mich

verheirate, werde ich eine Zulage erhalten. Auf zweitausend Mark kann ich meine Tantime schätzen. Wenn ich meinen Eltern fünfzehnhundert oder zweitausend Mark jährlich gebe, bleibt immer noch genug für uns anderen übrig.“

Dora sah eine Weile vor sich nieder. Ihr Gesicht bewahrte den ernststen, traurigen, wehmütigen Ausdruck, der es während dieser ganzen Unterredung beherrscht hatte. Endlich erhob sie wieder den Blick. „Es kann nicht sein, Fritz!“ nahm sie von neuem das Wort. „Es wäre gewissenlos, rücksichtslos gegen Dich. Du mußt nicht glauben, daß ich nur einer plötzlichen Aufwallung folge, wenn ich Dir sage: ich kann nicht, Fritz, ich kann unter diesen Umständen Deine Frau nicht werden.“ Ein schämiges Eröthen breitete sich über ihre Wangen. „Ich habe oft im stillen daran gedacht und mit der Hoffnung gerechnet, die sich soeben erfüllt hat. Mein Herz hat gejubelt, so oft Du zu uns kamst. Es war ja so süß zu sehen, daß Du mich noch liebst, Fritz, zu wissen, daß Du mich nur um meiner selbst willen liebst. Und oft in der ersten Zeit hat mich in stillen glücklichen Stunden der Gedanke entzückt, daß Du einst kommen und mit mir sprechen würdest, wie Du heute gesprochen hast und daß ich Dir folgen würde als Dein liebendes Weib für immer. Aber dann kam die ruhigere Erwägung, und ich mußte erkennen, daß ich, gerade weil ich Dich liebe, Deinen Antrag nicht annehmen dürfte. Es wäre lieblos gegen Dich, würde ich Deine Zukunft so schwer belasten, würde ich die Ursache sein, daß Du Dir Entbehrungen auferlegen müßtest, würde ich Dich am Vorwärtskommen hindern und daran, Dich einmal mit Hilfe Deiner Ersparnisse selbständig zu machen. Könnte ich denn mit diesem Bewußtsein glücklich werden, Fritz? Und Du selbst, Fritz! Du bist ja ein guter, ein edler Mensch. Aber es könnte doch auch einmal eine Stunde kommen, in der Du Dir voll Bitterkeit sagen würdest, daß ich mit den Meinungen wie Bleigewichte an Dir hänge. Und wenn Du es mich auch nicht fühlen lassen würdest, ich würde es doch bemerken und würde es Dir nachempfinden und dann, Fritz, wie würde mir dann zu Mute sein?“

Fritz Jawer erwiderte nichts; das Haupt sank ihm auf die Brust und er starrte düster, schweigend vor sich hin. Ihre Worte hatten ihn im Innersten getroffen; er konnte sich der Gewichtigkeit und inneren Wahrheit ihrer Gründe nicht entziehen. Tiefe Bitterkeit quoll in ihm empor gegen ihren Vater, gegen ihren Bruder, die die Hände in den Schoß legten, während das schwache junge Mädchen ihre Gesundheit für sie ruinierte.

„Aber Du kannst doch nicht immer für Deine Eltern arbeiten“, drängte es sich ihm endlich aus seinem Herzen auf die Lippen. „Sie können doch nicht von Dir verlangen, daß Du ihre Wege für immer auf Liebe und Ehe verzichtest?“

„Und wenn sie es auch nicht verlangen würden, Fritz, ich würde meine Pflicht freiwillig erfüllen. Soll ich als Kind meinem Vater Vorwürfe machen und bittere Worte sagen? Soll ich ihn zwingen, sich zu demütigen und eine Beschäftigung anzunehmen, gegen die sich sein innerstes Wesen auflehnt und die seiner ganzen Vergangenheit, seinem ganzen Charakter nach für ihn nicht paßt? Das kommt mir doch nicht zu, Fritz, und das kannst und wirst Du nicht von mir verlangen.“

[Fortsetzung folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Lebende Lampen. In weiten Kreisen erregt die Nachricht Aufsehen, daß ein Professor der Universität Lyon, Raphael Dubois, nach langjährigen Versuchen ein Mittel gefunden hätte, leuchtende Bakterien derart zu züchten, daß sie ein helles, für Beleuchtungszwecke verwendbares Licht von beträchtlicher Brenndauer abzugeben vermögen. Diese Bakterien finden sich besonders im Seewasser und auf der Körperoberfläche von Fischen. Es wird neuerdings vermutet, daß z. B. der grünlich bläuliche Silberglanz auf dem Rücken der Heringe von der Ansiedelung gewisser leuchtender Bakterien herrührt. Schon vor fünf Jahren beschäftigten sich die Forscher am Pariser Institut Pasteur zur eigenen Belustigung mit der Züchtung solcher leuchtender Bakterien in Gelatine, die sie zur Herstellung von kleinen Lampen benutzten. Diese Lampen mit lebendem Licht strahlten bei völliger Dunkelheit einen sanften phosphoreszierenden Glanz aus, dessen Helligkeit allerdings gering war und nur mit der einer kleinen Nachtlampe verglichen werden konnte. Die Physiologen des Institut Pasteur dachten damals kaum daran, daß aus dieser Spielerei jemals ein ernstes Ergebnis hervorgehen würde, da die Schwierigkeit in der Züchtung jener Bakterien und besonders die schnelle Erschöpfung des Nährbodens, auf dem sie wuchsen, und der dadurch bedingte frühzeitige Tod der winzigen Lebewesen die Benutzung jener Lampen beschränkte. Professor Dubois kam nun dadurch zu einem besseren Ergebnis, daß er eine Nährlösung von besonderer chemischer Zusammensetzung auffand, in der sich die leuchtenden Bakterien nicht nur rasch entwickelten, sondern auch lange Zeit am Leben erhalten konnten. Die Versuche sind jetzt zur Herstellung von Bakterienlampen gediehen, bei deren Licht es möglich ist, ein Zimmer derart zu beleuchten, daß man im Abstände von mehreren Metern die Gesichtszüge einer Person oder die Schriftzeichen eines Buches ohne Mühe unterscheiden kann. Dazu kommt, daß unter Beobachtung gewisser Vorsichtsmaßregeln, die zu einer sinnreichen Konstruktion der be-

treffenden als Lampe dienenden Gefäße geführt hat, die Leuchtkraft der Bakterien mehrere Wochen und sogar einige Monate ungeschwächt erhalten werden kann. Professor Dubois hat sogar eine große Lampe in der Weise hergestellt, daß er die durch ihren Gehalt an Photobakterien leuchtende Flüssigkeit in eine Karaffe mit flachem Boden einhüllte und sie dann am Halse aufhing; wenn dann noch über diesem eigentümlichen Beleuchtungskörper ein Blatt Staniol als Reflektor angebracht wurde, so entstand eine ganz ansehnliche Lichtwirkung. Selbstverständlich sind diese Bakterien für den Menschen ganz ungefährlich, so daß von ihrer etwaigen Verbreitung in einem geschlossenen Raume nicht die Gefahr einer Krankheitsübertragung auf die Insassen entsteht.

Ein origineller Wettbewerb, nämlich eine Mäßigkeitsskonkurrenz, wurde unlängst von dem Obersten des 70. französischen Infanterie-Regiments, das in Vitrs liegt, unter seinen Kompanien ausgeschrieben. Diese Konkurrenz findet alle Vierteljahre statt und verfolgt den Zweck, die Kompanien nach der abnehmenden Anzahl von Strafen wegen Trunkenheit zu klassifizieren. Wie wir dem „Ebonement“ entnehmen, wird die als mäßigste erkannte Kompanie ermächtigt, ihren Soldaten eine bestimmte Zahl von Urlaubstagen zu erteilen. Die Weinschenkenbesitzer in der Nähe der Kasernen dürften von dieser Neuerung nicht sehr erbaut sein.

✻ Unsere Bilder. ✻

Sichere Vente. Der Rehbock mit dem Keulenschuß, von den Hunden verfolgt, ist nach Guido von Maffei's Original-Ölgemälde von ihm selbst gezeichnet. Letzteres, in München gemalt, ging als wertvolle Erwerbung aus der Pröll-Heuer Stiftung in den dauernden Besitz der königlichen Galerie zu Dresden über. Kunstfreunde sollten ja nicht verabsäumen, es daselbst in Augenschein zu nehmen; um den Autor voll zu würdigen, dazu gehört, sein glänzendes Kolorit bewundern zu können.

Hundemütterchen. Fiod war ein ganz kleines Hundebaby, als ihn Erna geschenkt bekam. Sie nahm sich sofort des hilflosen Tierchens in rührender Weise mit fast mütterlicher Sorgfalt an. Sie sorgt dafür, daß Fiod zur rechten Zeit sein Fläschchen erhält, macht ihm täglich sein Lager zurecht und hat stets die zärtlichsten Liebtsungen für ihren kleinen Pflegling. Dieser ist ihr dafür dankbar und beweist seinen Dank durch die treueste Anhänglichkeit an das Hundemütterchen.

• Gemeinnütziges. •

Das Atmen mit offenem Munde seitens kleiner Kinder ist eine üble Angewohnheit, die meistens auf zu große Trockenheit der Nasenschleimhaut zurückzuführen ist. Letztere verursacht in der Nasenhöhle die Bildung fester Krusten, welche die Nasenhöhle verengen und die Nasenatmung beeinträchtigen. Die Atmung durch den Mund ist gesundheitschädlich, weil zu kalte Luft, Staub und schädliche Keime unmittelbar in die Lunge geraten und Krankheiten erzeugen können. Die Reinigung und Trockenheit der Nasenschleimhaut bekämpft man durch öfteres Ausspülen oder Auspinseln der Nasenhöhlen mit lauer, schwacher Kochsalzlösung, der auch etwas kohlenstoffsaures Natron beigefügt ist. Vorhandene Krusten entfernt man mit einer Pinzette und bestreicht die äußere Nasenöffnung mit Lanolincreme.

Trockenheit im Hühnerhause ist ebenso notwendig wie Keimlichkeit. Ist der Fußboden mit Wasser gereinigt worden, so soll nachher Asche oder Staub gestreut werden, wenn man anders seine Hühner nicht verlieren will. Es sollten überhaupt in jedem Hühnerhause einige Kisten mit Asche, Sand oder Staub stehen, damit die Hühner sich darin baden können; dadurch werden sie am besten von Ungeziefer, Läusen und Milben, freigehalten. Sehr angebracht ist es ferner, wenn den Tieren bei feuchtem und nebeligem Wetter des Morgens etwas Cayenne-Pfeffer unter das Futter gemischt wird, sie werden dadurch vor Erkältung und der Darre bewahrt. Auch soll man nicht versäumen, ihnen zerhackene Knochen oder Austerenschalen zu geben, weil durch den Kalkgehalt derselben die Eierschalen besser werden.

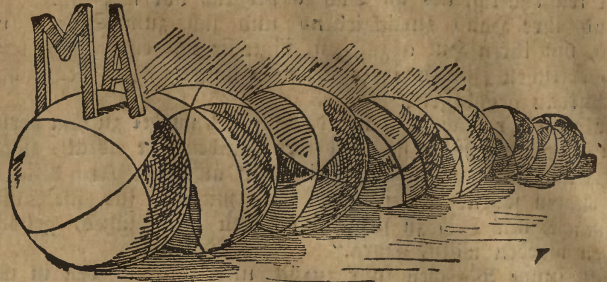
Weißes Stiesleder zu reinigen. Man wäscht es in Seifenwasser rein, spült es in kaltem Wasser nach, dann reibt man es leicht in Wasser, in das man einige Tropfen Speise-Öl gegeben hat. Hierauf streicht man das Wasser mit der Hand so viel als möglich aus (Leder darf nicht gerungen werden), läßt es langsam trocknen, was je nach Stärke des Leders bis zu fünf Tagen dauern kann. Halbtrocken dehnt man es zur richtigen Größe aus und mangelt es dann mit einem Kollholz glatt.

Japanische oder chinesische Matten lassen sich mittels Salzwasser reinigen, indem man sie mit einem Schwamm abreibt, ohne sie jedoch allzu naß zu machen. Dann trockne man sie mit einem großen Küchenhandtuch. So werden auch die ursprünglichen Farben wieder aufgefrischt.

Delfarbe aus wollenen Stoffen zu entfernen. Jede Delfarbe läßt sich entfernen, wenn die nicht zu alten Flecken mit gereinigtem Kiendöl getränkt und mit einem trockenen Wollappen abgerieben werden.

• Nachtsich. •

1. Bilderrätsel.



2. Aufgabe.

—hel, Sie—, —de, —los, —to, —lach, —mo, —lach, Lin—.

An die Stelle der Striche sind Silben zu setzen, welche zusammen ein Sprichwort ergeben und deren jede einzelne, mit der neben dem Striche stehenden Silbe verbunden, ein Wort bildet. Diese neun Worte bedeuten (in anderer Reihenfolge): eine Stadt in Westfalen und eine andere in Ungarn, einen Baum, einen eßbaren Pilz, eine Blume, eine griechische Insel, einen Erzbischof von Mainz, ein Zeitmaß und eine Person aus Gustav Freytags „Ahnen“.

2. Kettenrätsel.

Beginnend mit dem Worte „Alata“ ist eine aus 22 dreißilbigen Worten bestehende Wortkette in der Weise zu bilden, daß die Endsilbe des in der Reihe vorangehenden Wortes immer die Anfangsilbe des nachfolgenden bildet. Die Endsilbe des letzten Wortes ist „a“, dadurch wird die Kette geschlossen. Die Worte bezeichnen: 1. eine Insel im Stillen Ozean, 2. eine Stadt in der Umgebung von Rom, 3. ein Hilfsmittel beim Zeichnen, 4. eine Stadt in Spanien, 5. eine andere in Thessalien, 6. eine Wüste, 7. eine Stadt in Dalmatien, 8. einen Berg in Süd-Amerika, 9. einen Schlachtort in der Lombardei, 10. eine Insel von West-Indien, 11. ein Tier der Westküste von Afrika, 12. eine Stadt in Griechenland, 13. eine Melodie, 14. eine Muse, 15. einen Berg in Süd-Amerika, 16. eine Halbinsel von Asien, 17. eine Waffe, 18. einen Staat in Nord-Amerika, 19. einen Propheten, 20. eine geometrische Figur, 21. eine Malerfarbe.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Abendlandsgast.

Der Hirt bläst seine Weise, Von fern ein Schuß noch fällt, Die Wälder rauschen leise Und Ströme ries im Feld.	Nur hinter jenem Hügel Noch spielt der Abendgast — D' hätt' ich, hätt' ich Flügel, Zu fliegen da hinein!
--	---

2. Grant, Taube, Sedan, Laube, Nelson, Adler, Varmen, Madras, Gories, Sonntag, Hagel, Atlas, Trient, Modena, Opiern, Tanager, Belgien. — Geduld bringt Rosen.

3. Edain, Korane, Sarnen, Tizian, Berberei, Gressburg, Sonate, Fjib Norwegen, Ravarin, Erminia, Reudied. — Erst bestimmen, dann beginnen.

• Lustiges. •

Durch die Blume.



Fleischer (zu einer Kundin, welche an dem Fleisch riecht): „Entschuldigen Sie, Madamen, Sie lieben wohl Rindfleisch mit Zucke?“

Selbstgefühl.

Richter (zum Gauner): „Bisher standen Sie nur wegen Taschendiebstahl vor Gericht — heute wegen Einbruch!“

Gauner: „Ja, ich hab' mir vergrößert!“

Pech.

A.: „Da bist Du ja endlich; warum siehst Du denn so furchtbar?“

B. (atemlos): „Ach, seit einer Viertelstunde renne ich hinter dem Omnibus her, und gerade wie ich ihn einhole, bin ich zu Hause!“

Schlau.

Mann: „Heute habe ich eine famose Flasche Wein getrunken!“

Frau: „Der Arzt hat's Dir doch verboten!“

Mann: „Ja, ich habe ihn dazu eingeladen!“

Dann ja.

„Sind Sie für das Radfahren der Damen?“

„Gewiß, ich bin Feuer und Flamme dafür!“

„Aber ich bitt' Sie, warum denn?“

„Ich bin Fahrradfabrikant.“

Passendes Zitat.

Zwei Damen kommen verspätet während der Bravour-Arie der Primadonna ins Parkett und nehmen mit großem Geräusch ihre Sitze ein. Ein hinter Ihnen sitzender Herr kann sich nicht enthalten, ihnen den Beweis zuzuführen: „Wo man sitzt, da laß Dich ruhig nieder.“

Ad oculos.

Engländer (der einen chapeau elague kaufen möchte, auf einen Zylinderhut deutend): „Zieh möcht' haben so eine Hut, aber nicht so eine, ich will (den Zylinder eintreibend) so eine!“

Ganz einfach.

A.: „Wie soll ich dem Schuhmacher die engen Stiefel nur zurückschicken — als Paket?“

B.: „Unsinn! Als Drucksache.“

Verlockend.

(Aus einem Briefe der Schriftstellerin Amanda von Zeilingen.)

„Uebrigens würden Sie, geehrter Herr Redakteur, durch die Annahme meiner Romellen auch das Rückporto ersparen.“